

AUGEN BLICKMAL

Die Zeitschrift mit den
guten Nachrichten

Billy Joels Familiengeschichte

Eine fränkisch-
jüdische Tragödie

Seite 3

Prof. Dr. med. Volker Diehl

„Den Krebs besiegen“

Seite 8

Uwe Schulz

So starb meine Mutter

Seite 10

WER BIN ICH?



„Wer bist du?“



Ralf Tibusek



Meine Frau und ich lachen heute noch gern darüber. Kennen gelernt haben wir uns in einem ehrenamtlichen Beratungsumfeld. Dann auch privat. Gegenseitig hat uns unsere Sachlichkeit und Ausgeglichenheit angezogen. Die Gelassenheit und die Souveränität auch in schwierigen Situationen.

Eines Tages hat sie mich zu meiner Freizeitaktivität begleitet: Spielertrainer einer Volleyballmannschaft. Nach dem Spiel lachte sie mich an: „Wer bist du? Und was hast du mit Ralf Tibusek gemacht?“

Sie hat mich als Spielertrainer völlig anders erlebt als in meinen anderen Lebensbereichen.

Andere Paare berichten manchmal, wie spannend es für sie war, ihren Partner zum ersten Mal im Umfeld dessen eigener Familie zu erleben. Sich von den Eltern berichten zu lassen, wie der Partner als Kind war, was ihn geprägt hat. Sich die Stärken und die Schwächen schildern lassen. Die Erfolge wie die Niederlagen. Von den frühen Wünschen, Sehnsüchten und Lebenszielen zu hören.

All das sind dann Puzzlestücke, mit denen man versucht, ein Bild des anderen zusammenzusetzen. Aber es hilft auch festzustellen: Menschen ändern sich im Laufe des Lebens.

2008 hat Richard David Precht seinen Bestseller „Wer bin ich und wenn ja, wie viele?“ veröffentlicht. Nun war sein Schreibansatz philosophisch. Aber der Titel ist Allgemeingut geworden im Sprachgebrauch. Und wird gern benutzt um zu sagen: Viele Menschen sind vielschichtig und man erlebt ganz unterschiedliche Seiten an ihnen. Und manches Mal an sich selbst auch.

Das „Das war ich eigentlich nicht“ einer Familienfreundin, die auf einem Fest ein ganz seltsames Verhalten an den Tag gelegt hat und in der Folgeweche auf Entschuldigungstour ging, ist da nur ein Beispiel. Wir sind uns manchmal auch selbst fremd. – Was kann man da tun?

Ein Ansatz ist bereits in der Bibel zu finden. Zu Zeiten von Jesus hatte sich ein Mann beim römischen Staat eingekauft: Gegen eine feste Summe wurde von ihm eine Zollstation gepachtet. Dort konnte er nun nach eigenem Ermessen Gebühren erheben – was er erkennbar für alle über den Maßen ausnutzte.

Unter den Vorbeiziehenden interessierte Zollpächter Zachäus vor allem dieser Jesus. Er wollte wissen, wer das war. Und tatsächlich lernte er diesen Jesus kennen bei einem gemeinsamen Essen. Aber dadurch auch sich selbst. In der Begegnung mit dem Gottessohn erkannte der Mann all die unterschiedlichen Puzzlestücke seines Lebens und konnte sie zu einem passenden Gesamtbild ordnen. Er startete, wie berichtet wird, ein neues, sinnstiftendes und von Zufriedenheit geprägtes Leben.

Wer mit sich selbst zurechtkommen will und all den verschiedenen Facetten seiner Persönlichkeit, weiß man seit rund 2000 Jahren, kann sich dazu an Gottes Sohn wenden.

Ralf Tibusek
Redakteur

Familiengeschichte

Billy Joel:

Eine fränkisch-jüdische Tragödie



Billy Joel (geb. 1949), der 76jährige US-amerikanische Megastar, ist nicht nur der „Piano-Man“, er ist Jude. Die Wurzeln seiner Familie sind in Deutschland. Sein Urgroßvater Feist Joel (1806-1895), Schneidermeister von Beruf, war im fränkischen Colmburg zu Hause, einem 2000-Einwohner-Ort zwischen Rothenburg und Ansbach. Billys Großvater, Karl Amson Joel, hatte 1889 in Colmburg das Licht der Welt erblickt. Er eröffnete später nach amerikanischem Vorbild einen großen Versandhandel für Textilien und Kleidung in Nürnberg mit der Produktion von Bettwäsche sowie Stoff- und Meterware.

Das Geschäft musste schnell auf mehrere Standorte in der Stadt erweitert werden. Karl Joel erwies sich als ein echter Pionier, der sich im Lauf weniger Jahre als vom Lande stammender Geschäftsmann in der Stadt Nürnberg hocharbeitete und bald zu den größten Unternehmern seiner Zunft zählte.

Julius Streicher, der NSDAP-Gauleiter Frankens, diffamiert den „Wäschejuden Joel“, wie er ihn spöttisch nannte, in der von ihm herausgegebenen antisemitischen Wochenzeitung „Der Stürmer“ und auch sonst in der Öffentlichkeit. Die Joels verlegten aufgrund des immer stärkeren gesellschaftlichen Drucks in einem immer jüdenfeindlicher

werdenden Umfeld, nach der Machtergreifung Hitlers bereits 1934 den Hauptgeschäftsbetrieb nach Berlin.

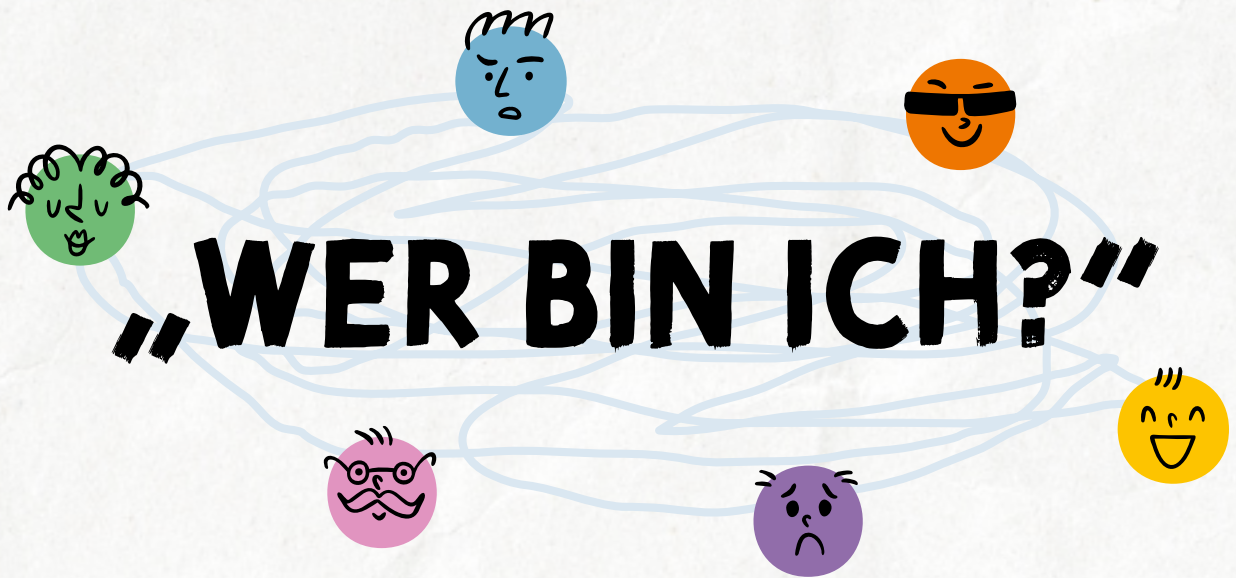
1938 entschließen sie sich, ihre Heimat zu verlassen. Karl Joel und seine Familie schaffen es, in die USA einzureisen, wo sie langsam wieder Fuß fassen. Sie verkaufen von Hand produzierte Haarschleifen an Kaufhäuser. Karl nennt sich fortan Carl. Sein Sohn Helmut Joel erhält den „unauffälligeren“ Vornamen Howard und lebt sich in der neuen Heimat gut ein. 1947 heiratet Howard seine Rosalind. Billy Joel kommt 1949 als zweites Kind der jungen Familie zur Welt.

Billy Joel gibt 1994 ein Konzert auf dem Zeppelfeld in Nürnberg – unter Ausschluss der deutschen Öffentlichkeit, da es exklusiv für amerikanische Soldaten stattfindet. Er präsentiert seinen Landsleuten nicht nur seine Hits, sondern erzählt freimütig, dass sein Vater Helmut in Nürnberg aufgewachsen sei und mit seiner Familie die Stadt wegen der Nazis verlassen musste. Ein Jahr später spielt er – 50 Jahre nach Kriegsende – in der Meistersingerhalle ein Gedenkkonzert und beantwortete Fragen aus dem Publikum. Er stiftete seine Gage der jüdischen Gemeinde und für den Nürnberger Menschenrechtspreis, der 1995 erstmals verliehen wurde.

In Colmburg, wo Großvater Karl geboren war, werden im November 1938 alle Juden in einem Raum eingesperrt. Eine Christin, die zur Liebenzeller Gemeinschaft am Ort gehört, versorgt sie mit Essen. Bis die Juden mit einem Viehtransporter, der meist für Schweine verwendet wurde, aus dem Ort gefahren werden. Zunächst geht diese entwürdigende Fahrt ins nahe gelegene Ansbach, dann nach Nürnberg. Nach den Listen der Holocaust-Gedenkstätte Yad Vashem in Jerusalem, wurden sie nach Riga, Theresienstadt und Auschwitz deportiert und schließlich ermordet.

Die Joels mussten diese Schande nicht miterleben und konnten ihrer Ermordung entfliehen, weil sie gerade noch rechtzeitig in die USA auswandern konnten. In Colmburg brachte die Liebenzeller Gemeinde eine Gedenktafel an die Juden im Dorf an ihrem Gemeindezentrum an. Sie wollen damit zeigen, dass sie der Juden ehrenhaft gedenken, weil jene Gottes erwähltes Volk sind und Juden und Christen denselben Gott verehren.

Klaus Ehrenfeuchter



Für den Sohn Gottes war die Frage: „Wer bin ich?“ nie relevant. Er wusste um seinen Auftrag und lebte seine Berufung. Statt zu fragen: „Wer bin ich?“ sagt er: „Ich bin“ – und zeigt dann auf, was man von ihm erwarten kann.

Am Eindeutigsten in den „Ich-bin-Worten“. Was der Sohn Gottes über sich sagt ist pointiert, herausfordernd und tröstlich.

Die „Ich-bin-Worte“ Jesu erheben einen enormen Anspruch. Denn wörtlich übersetzt sagt er nicht nur „Ich bin“, sondern: „Ich, ich bin...“ „Nur ich!“ „Ich allein!“ Dieser Absolutheitsanspruch steht im krassen Widerspruch zu allen anderen Angeboten im Blick auf erfülltes und befriedigendes Leben. Zu allem, was letzte Geborgenheit und hoffnungsvolle Zukunft verspricht. Alle Aussagen Jesu sind aber vor allem ein großer Anspruch: Das will ich auch für dich sein.

„Ich bin das Brot des Lebens. Wer zu mir kommt, den wird nicht hungern; und wer an mich glaubt, den wird nimmermehr dürsten.“

Als er das sagt, hatte er gerade den körperlichen Hunger einer riesigen Menschenmenge gestillt. Aber das können andere auch. Den Hunger der Seele kann nur Jesus stillen. Auch wenn es viele andere Angebote gibt. Jesus allein stillt den Hunger nach Leben, Liebe und Erfüllung. Die Sehnsucht nach Ewigkeit kann nur er sättigen. Und er tut es gern.

„Ich bin das Licht der Welt. Wer mir nachfolgt, der wird nicht wandeln in der Finsternis, sondern wird das Licht des Lebens haben.“

Jesus hat den Anspruch wahr gemacht. Er hat Blinden das Augenlicht gegeben und es hell gemacht im Leben vieler Menschen. Durch ihn kam Licht in das Leben von hoffnungslos verzagten Menschen und in dunkle Herzen voll Schuld und Scham. Als man dem „Licht der Welt“ am Kreuz das Lebenslicht ausgebla-

Als man dem „Licht der Welt“ am Kreuz das Lebenslicht ausgeblasen hatte, verlor die Sonne ihren Schein.

sen hatte, verlor die Sonne ihren Schein. Aber im Licht des ersten Ostermorgens wurde das leere Grab sichtbar. In das Dunkel des Todes fiel das Hoffnungslicht der Auferstehung. Das Licht besiegt die Finsternis. Das Leben besiegt den Tod. Nun können wir alles Dunkle ans Licht bringen und es erleben, wie ER unser Leben hell macht. Das Licht der Welt besiegt alle Dunkelheit und Verzagtetheit und schenkt Sicherheit, Orientierung und Hoffnung.

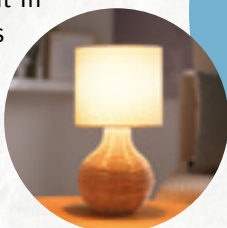
„Ich bin der gute Hirte, der gute Hirte lässt sein Leben für die Schafe.“

Jesus leitet, begleitet, schützt und versorgt alle, die an ihn glauben. Und starb am Kreuz für unsere Schuld. Das Bild des guten Hirten ist eine der frühesten Darstellungen, die Christen sich von Jesus machten. In den Katakomben von Rom gibt es ca. 150 mal das Bild des guten Hirten. Das Wissen, dem guten Hirten zu gehören, gab Zuversicht und Durchhaltevermögen.

„Ich bin die Tür; wenn jemand durch mich hineingeht, wird er gerettet werden.“

Nur durch Jesus bekommt man Zugang zum Vaterherzen Gottes. Gemeinschaft mit der obersten ►

Jesus allein stillt den Hunger nach Leben, Liebe und Erfüllung. Die Sehnsucht nach Ewigkeit kann nur er sättigen. Und er tut es gern.





*Jesus ist nicht
nur ein Problemlöser,
eine Hilfe zur besseren
Lebensbewältigung.
Nein, er ist das Leben
in Person.*

leben und getröstet sterben, denn er lebt und stirbt
seinem Herrn entgegen.“

Was für eine großartige Perspektive!

**„Ich bin der Weg und die Wahr-
heit und das Leben; niemand
kommt zum Vater denn durch
mich.“**

Viele Wege führen nach
Rom. Aber nur ein Weg führt zu
Gott. Jesus ist für uns den Kreuzweg
gegangen. Nun gibt es einen Ausweg
aus der Gottesferne und Todverfallenheit. Jesus ist
nicht nur ein Problemlöser, eine Hilfe zur besseren
Lebensbewältigung. Nein, er ist das Leben in Person.
Er gibt wahres Lebensglück, echte Lebensfreude
und tiefe Lebensbefriedigung.



**„Ich bin der Weinstock, ihr seid die
Reben. Wer in mir bleibt und ich in
ihm, der bringt viel Frucht.“**

Jesus gibt den Halt und die
Kraft, die wir für unser Leben
brauchen. Erschafft die Vorausset-
zung, dass wir unserer Bestimmung
gerecht werden können. Aus unserem
Leben soll Gutes für andere erwachsen. Wir müssen
nichts ohne ihn tun. Und in der Abhängigkeit von ihm
bringt unser Leben reiche Frucht.



Instanz und seinen Leuten. Dieser Schutzraum bie-
tet Sicherheit, Freiheit und Versorgung. Hier gibt es
echtes, erfülltes Leben.

**„Ich bin die Auferstehung und das
Leben. Wer an mich glaubt, wird
leben, auch wenn er stirbt.“**

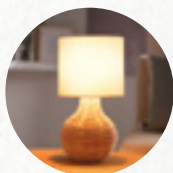
Dieses Angebot kann Jesus
machen, weil er den Tod be-
siegt hat. Er blieb nicht im Grab.
Und verspricht jedem, der an ihn
glaubt, Ewigkeitsgarantie. Das gibt
Trost in aller Trauer, schafft Geborgenheit trotz un-
serer Sterblichkeit, schenkt Ewigkeit mitten in unserer
Vergänglichkeit.



Der ehemalige württembergische Landesbischof
Theo Sorg hatte es auf den Punkt gebracht: „Wer den
Sohn Gottes hat, der hat dieses ewige Leben. Der
kann in den Rätseln und Wirren dieser Welt tapfer

Alle Aussagen Jesu sind eine große Einladung: „Ich
möchte das alles für dich sein.“

Ernst Günter Wenzler



*Alle Aussagen
Jesu sind eine
große Einladung:
„Ich möchte das alles
für dich sein.“*

Die Leipziger Nikolaikirche – QUELLE DER FRIEDLICHEN REVOLUTION IN DER DDR

Die Nikolaikirche in Leipzig spielte eine zentrale Rolle im Prozess der friedlichen Revolution von 1989, die schließlich zur Öffnung der Grenze und zum Ende der DDR führte. Die Kirche beeinflusste stark den gesellschaftlichen Wandel, der schließlich zur friedlichen Revolution führte.

Die evangelische Kirche bot einen geschützten Raum, um Meinungen zu äußern, die auch regimekritisch waren. In Leipzig begann der Wandel, indem Kirchenräume als sichere Orte genutzt wurden, um Ideen auszutauschen, Netzwerke zu bilden und Sichtbarkeit zu gewinnen. Ein besonders zentraler Raum war hierfür die Nikolaikirche.

Die Montagsdemonstrationen

Der eigentliche Wendepunkt war die Entstehung der Montagsdemonstrationen. Am 9. Oktober 1989 rief die Nikolaikirche zu einem ökumenischen Gottesdienst auf, der in einer kurzen, friedlichen Versammlung durch die Innenstadt führte. Aus diesem Gottesdienst entwickelten sich wöchentliche Demonstrationen, die zunächst spontan blieben, aber rasch eine organisierte Form annahmen. Die „Montagsgebete“ verwandelten sich in Protestsammlungen, bei denen Bewegungsfreiheit, Reisefreiheit,

Presse- und Meinungsfreiheit sowie Demokratisierung der DDR-Verfassung thematisiert wurden.

Die Nikolaikirche in Leipzig wurde zur zentralen Bühne der friedlichen Revolution. Aus ihr entstand eine neue Art des Protests: eindeutig friedlich, moralisch fundiert und breit getragen.

Der November 2025 erinnert daran, dass es am 9. November 1989 zur Öffnung der Mauer kam und das DDR-Regime schließlich abdanken musste.

„Die Berliner Mauer mahnt uns, dass Freiheit und Demokratie keine Selbstverständlichkeit sind.“ (Evelyn Zupke)

„Die Mauer wurde nicht in Washington, Bonn oder Moskau zum Einsturz gebracht. Sie wurde von den mutigen und unerschrockenen Menschen eingedrückt, und zwar von Ost nach West.“ (Bundeskanzler a.D. Gerhard Schröder, SPD, im November 1999)



Schon Jahre vorher hatten Jörg Swo-boda und Theo Lehmann in einem Lied gedichtet: „Die Mächtigen kommen und gehen, und auch jedes Denkmal mal fällt. Bleiben wird nur, wer auf Gottes Wort steht, dem sichersten Standpunkt der Welt. Und lehrt eure Kinder das eine, dass über Gott keiner mehr steht, dass auch der Größte klein begeben muss, wenn Gott kommt und alles vergeht.“

Klaus Ehrenfeuchter

„Ich habe Gott oft gefragt: Warum lässt du all das Leid zu?“

Der Arzt Prof. Volker Diehl (87) war einer der Pioniere bei der Erforschung und Behandlung von Lymphdrüsenkrebs (Hodgkin). Er arbeitete als Professor und Direktor der Inneren Medizin an der Uniklinik Köln. Für seine medizinischen Leistungen wurde er mit dem Bundesverdienstkreuz und der Paracelsus-Medaille der Bundesärztekammer ausgezeichnet. Karsten Huhn sprach mit ihm.



Herr Professor Diehl, Sie haben sich in Ihrem Berufsleben mit Viren und Tumoren beschäftigt. Was hat sich Gott bei diesen bösartigen Dingen gedacht?

Das weiß ich nicht. Ich bin durch eine Reihe von Zufällen zu diesem Forschungsgebiet gekommen. Während meines Forschungsaufenthalts in den USA bin ich auf das Epstein-Barr-Virus gestoßen. Ich lernte meine wissenschaftlichen Eltern, das Ehepaar Henle, und den Medizin-nobelpreisträger Harald zur Hausen kennen. Das war Gottes Fügung. In Uganda lernte ich das Burkitt-Lymphom kennen und in Schweden das Hodgkin-Lymphom. Und dann blieb mir gar nichts anderes übrig, als aus all diesen Fügungen etwas zu machen.

Sie schildern das im Schnelldurchlauf, tatsächlich dauerte es jedoch Jahrzehnte, bis Ihnen in der Krebstherapie ein Durchbruch gelang. Es hat allein zehn Jahre gedauert, bis es uns gelang, die Hodgkin-Zellen zu züchten. Die Therapie-Forschungen dazu gehen bis heute weiter. Die letzte Studie, an der ich noch mitbeteiligt war, haben meine Nachfolger und ich erst im letzten Jahr veröffentlicht. Anfangs lagen

die Heilungschancen beim Lymphdrüsenkrebs bei etwa 20 Prozent, heute sind es über 95 Prozent.

Über die Krebszellen, an denen Sie geforscht haben, schreiben Sie: „Diese Zelle ist ein Monster, ebenso intelligent und fragil wie hinterhältig und aggressiv. Ich begann, sie zu hassen.“ Was macht diese Zelle zum Monster?

Es ist ein B-Lymphozyt, der durch den Epstein-Barr-Virus bösartig geworden ist und die umgebenden Zellen zum Wachstum anregt und dann große Tumore bildet. Am Anfang spürt ein Patient nur Fieber, Schweiß und einen kleinen Knoten am Hals. Am Ende ist der ganze Körper von diesem Lymphom befallen: die Leber, die Milz, das Knochenmark, die Lunge – alles.

Welche Medizin haben Sie für diese Krebszelle gefunden?

In den 1960er Jahren war es die Strahlentherapie, ab den 1980er Jahren kam die Chemotherapie hinzu. In Köln entwickelten wir eine Chemotherapie in Verbindung mit einer Immuntherapie, die die Heilungschancen auch in fortgeschrittenen Stadien weiter erhöhte.

Sie hatten mit Tausenden Krebspatienten zu tun. Wie haben Sie Pa-

tienten die Nachricht einer Krebserkrankung überbracht?

Die Mitteilung einer schweren und lebensbedrohenden Diagnose ist eine der schwierigsten Aufgaben für den Arzt. Die Nachricht, die ich dem Patienten zu überbringen habe, ist für den Patienten gefährlich, sogar lebensgefährlich. Der Patient ahnt, dass ihm Unheil droht, und er hat meist Angst um sein Leben. Ich habe bei solchen Gesprächen auch immer darum gebeten, dass der Patient eine Vertrauensperson mitbringt. Denn viele Patienten stehen so unter Schock, dass sie gar nicht verstehen, was ich ihnen sage. Es dauert manchmal Tage oder Wochen, um das zu verarbeiten. Es kommt darauf an, dass der Patient dem Arzt vertrauen kann und weiß, dass dieser ihn nicht allein lässt.

Für solche langen Gespräche ist im Klinikalltag eines Chefarztes doch gar keine Zeit.

Diese Zeit muss sich ein Arzt nehmen. Und wenn ich als Chefarzt selbst nicht genügend Zeit dafür habe, weil ich unterwegs bin, um Vorträge zu halten, dann habe ich ja genügend Oberärzte, mit denen ich geübt habe, solche Gespräche zu führen.

Beim Lesen Ihres Buches musste ich an ein Zitat aus der Bibel denken: „Ein Mensch ist in seinem Leben wie Gras, er blüht wie eine Blume auf dem Felde; wenn der Wind darüber geht, so ist sie nimmer da, und ihre Stätte kennet sie nicht mehr.“

Ja, das ist das, was ein Patient mit der Diagnose Krebs erlebt: Er denkt an sein Ende, an ein bald endliches Leben. Als Arzt versuche ich, eine Brücke zu schlagen: Das Gras wird nicht schon heute verblühen, und vielleicht gelingt es uns, es noch einmal zum Leben zu erwecken, vielleicht sogar zu heilen. Das Gras kann sich vielleicht wieder erholen und zu einer neuen Pflanze werden, das bedeutet nicht Heilung, sondern Heil.

Sie haben Ihren Patienten auch angeboten, mit ihnen zu beten.

Ich sagte oft vorsichtig: „Ich bin Christ, haben Sie etwas dagegen, wenn ich für Sie bete?“ Viele Patienten beteten schon lange nicht mehr, ließen es aber zu. Manchmal gab es ein Aufleuchten und die Erinnerung daran, dass man Gott vergessen hatte.

Sie sind christlich aufgewachsen, hatten aber über längere Zeit mit dem Glauben nicht mehr viel zu tun – bis Sie eine Lebenswende erlebten. Darüber schrieben Sie: „Soviel Belastendes, Unrühmliches und Schweres hatte sich in den 34 Jahren angesammelt, mir wurde eine Tonnenlast abgenommen.“

In meiner Zeit in Amerika, Afrika und Schweden hatte sich meine Verbindung zu Gott immer mehr verdünnt. Durch die Menschen, die ich im sogenannten Marburger Kreis kennenlernte, und durch Seelsorge und Beichte erlebte ich einen Neuanfang.

Der Schriftsteller C. S. Lewis schrieb: „Leid ist das Megafon

Gottes, um eine taube Welt aufzuwecken.“

Das ist genau der Ruf, den viele Patienten hören. Sie wurden in ein tiefes Tal geführt, wie es Psalm 23 sagt. Und dann bemerkten sie, dass Gott da ist und sie schützt.

Ihr persönliches tiefes Tal erlebten Sie nach dem Tod Ihrer Frau, mit der sie 42 Jahre verheiratet waren. Seit neun Jahren sind Sie Witwer.

Ja, ich bin durch ein Tränental gegangen. Zwei Jahre habe ich geweint, aber dann waren die Tränensäcke leer. Meine Frau und ich waren wie ein siamesischer Zwilling, wir waren sehr eng verbunden. Freunde sagten zu mir: „Du bist stark, du bist intelligent, du hast Gott, und du wirst Trost empfinden.“ Aber ich empfand gar nichts. Ich sagte zu meiner Frau: „Antje, du bist da oben im Himmel, singst Halleluja und tanzt, und ich sitze hier unten am Schreibtisch und bin traurig.“ Da war kein Jesus, da war nur Trauer, Angst, Hilflosigkeit und Vereinsamung. Ich hatte mich zurückgezogen, und wollte keine Umarmung mehr. Selbst meine Kinder und Enkel, die mich rührend versorgt haben, kamen gar nicht an mich ran. **Trauer lässt sich nicht abkürzen.** Trauer muss in der Tiefe erlebt werden. Geholfen hat mir ein Zitat des Theologen Dietrich Bonhoeffer. Er schrieb: „Je schöner und voller die Erinnerung, desto schwerer die Trennung. Aber die Dankbarkeit verwandelt die Erinnerung in stille Freude. Man trägt das vergangene Schöne nicht wie einen Stachel, sondern wie ein kostbares Geschenk in sich.“

Wie waren Sie als Chefarzt?

Drei Ärzte habe ich rausgeschmissen, weil sie unfair zu Patienten waren und sie nicht den ärztlichen Ethos verkörperten, den ich verlange.

Was hat Sie dann so beliebt gemacht?

Ich sagte meinen Assistenten: „Als Christ versuche ich, Worte und Taten in Einklang zu bringen. Wenn ihr merkt, dass das nicht der Fall ist, sagt es mir. Ich bin bereit, Fehler einzusehen und mich zu entschuldigen.“

Der größte Teil Ihres Lebens liegt hinter Ihnen. Was kommt als Nächstes?

Das liegt in der Hand Gottes. Ich habe jeden Tag ein langes Gespräch mit meinem Schöpfer. Ich bin bereit zu sterben und heimzugehen, bin



aber auch noch gerne hier. Ich kann noch Fahrrad und Auto fahren und Golf spielen. Ich laufe die 100 Meter zwar nicht mehr in 11,2 Sekunden, aber für das Spazierengehen reicht es noch. Ich verbringe viel Zeit mit meinen Enkel- und Urenkelkindern und habe in meiner Gemeinde neue Freunde gefunden.

Vielen Dank für das Gespräch.

DER MARBURGER KREIS mit Sitz in Würzburg ist ein überkonfessionelles Netzwerk aus Christen in Deutschland, Österreich und der Schweiz. Der Verein wurde 1957 in Marburg gegründet und hat nach eigenen Angaben rund 3.500 ehrenamtliche Mitarbeiter, die sich regelmäßig in Ortsgruppen treffen. Organisiert werden zudem Vorträge, Seminare sowie Reisen.

Der schwere Kelch –

sie nahm ihn dankbar ohne Zittern

Am Ende richtete sich ihr Oberkörper noch einmal auf. Sie öffnete die Augen, als blickte sie der eigenen Seele nach, wie sie aufbricht. Und dann verwandelte sich die Stille in Ruhe. Und sie war fort. So starb meine Mutter.



So erschloss sich mir der Sinn der letzten überlieferten Verse von Dietrich Bonhoeffer, der sagte: „Das ist das Ende. Für mich der Beginn des Lebens.“

Wer kann behaupten zu wissen, was in diesem Moment geschieht? In der ruhigen Stille nach dem letzten Atemzug? In der stillen Ruhe. Wer diesen Moment miterlebt, nimmt eine andere Wirklichkeit wahr: Unsichtbar weitet sich um uns eine ganze Welt.

Ihr letzter Moment steht am Ende von Tagen und Wochen, in denen fast alles Wesentliche sich im Stillen ereignete. Meine Mutter konnte darin offenbar die „Stimme verschwebenden Schweigens“ hören, wie Martin Buber Gottes Anrede nennt. Sie hatte immer ein Ohr dafür, solange ich sie kannte. Für das, was knospende Blumen zu sagen haben. Oder die Mondphasen, die ganzen Ozeanen ihren Lebensrhythmus vorgeben. Oder der kleine bronzene Engel, den sie gern in ihrer Nähe hatte. Die Hände der blinden Frau, die den verschobenen Brustwirbel eines Säuglings spüren und wieder einrenken konnte.

Meine Mutter hatte ein Ohr für die Kraft des Wortes, mit dem sie Jahrzehnte zuvor das fiebernde Kind aus der Finsternis eines Alptrahms geborgen hatte. Und am Ende, im unerforschten Reich zwischen Schmerz und Schlaf, konnte sie Luthers Abendsegen klarer hören als wir scheinbar Hellwachen: „Dein heiliger Engel sei mit mir, dass der böse Feind keine Macht an mir finde.“ Ihr Kopf nickte, ihre Lippen öffneten

sich. Und wer es sah, wusste: Das war ihr „Amen“. Ganz still.

Sie konnte noch wenige Tage vor dem Ende das Geschenk annehmen, das ihr die Sonne vors Fenster im Hospiz malte. Einen Himmel in den Gelb- und Rottönen des Frühjahrs hinter kahlen Zweigen, wie Kerzen in der Dunkelheit. Sie konnte sich freuen, dass sie geduscht wurde. Und über einen Schluck Kakao. Und dass es regnete. Sie scherzte am Telefon: „Bei dem Wetter kann ich im Bett bleiben.“ Als ob sie eine Wahl gehabt hätte.

Was besteht im Leben, wenn du nichts mehr essen kannst, wenn der aufgeschreckten Seele die Luft knapp wird, wenn du nur noch zwei Schritte laufen kannst, wenn du keine Pläne mehr machen solltest, die über diesen Tag hinaus reichen?

Worte bestehen. Nähe. Zusammensein. Zusammen sein. Hoffnung angesichts der sichtbaren und unsichtbaren Wahrheit. Liebe. Glaube.

„Ich gehe nun in dieses Zimmer, um auf den Todesengel zu warten“, hat sie am Tag ihrer Ankunft gesagt. Und dann entschieden, doch nicht nur zu warten. Sie bereitete sich vor. Erkundigte sich bei der Palliativärztin wie ein Trainer vor dem Entscheidungsspiel über die Taktik des Gegners: „Woran werde ich sterben? Leberversagen? Darmdurchbruch? Ersticken?“ Und die Antwort der Ärztin: „Es könnte auch Herzversagen sein“, nahm sie verblüfft auf, nicht ängstlich: „Ach,

daran hatte ich gar nicht gedacht.“ Sprach da die Krankenschwester aus ihr, die sie vor Jahrzehnten einmal war? Die Ärztin versprach: „Wir erleichtern jeden Schritt.“ Keine Heilung.

Ihr blieb nur die Zusage, dass alles heil werden soll. So griff meine Mutter nach dem schweren Kelch des Leids. Gezittert habe ich.

Uwe Schulz

Uwe Schulz ist freier Journalist und ist regelmäßig vor allem im WDR zu hören.

*Von guten Mächten treu und still umgeben,
behütet und getröstet wunderbar,
so will ich diese Tage mit euch leben
und mit euch gehen in ein neues Jahr.
Noch will das Alte unsre Herzen
quälen, noch drückt uns böser Tage
schwere Last.*

*Ach Herr, gib unsern aufgeschreckten
Seelen das Heil, für das Du uns ge-
schaffen hast.*

*Und reichst Du uns den schweren
Kelch, den bittern, des Leids, gefüllt
bis an den höchsten Rand, so nehmen
wir ihn dankbar ohne Zittern aus Dei-
ner guten und geliebten Hand.*

*Doch willst Du uns noch einmal Freu-
de schenken an dieser Welt und ihrer
Sonne Glanz,
dann woll'n wir des Vergangenen
gedenken, und dann gehört Dir unser
Leben ganz.*

*Lass warm und hell die Kerzen heute
flammen, die Du in unsre Dunkelheit
gebracht, führ, wenn es sein kann,
wieder uns zusammen! Wir wissen es,
Dein Licht scheint in der Nacht.*

*Von guten Mächten wunderbar gebor-
gen, erwarten wir getrost, was kom-
men mag.*

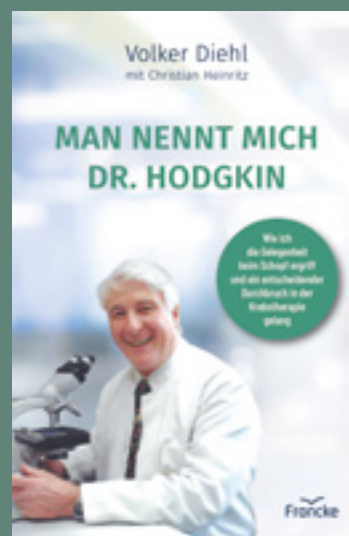
*Gott ist bei uns am Abend und am
Morgen und ganz gewiss an jedem
neuen Tag.*

Dietrich Bonhoeffer

BUCH DES MONATS

2500 Menschen erkranken jährlich in Deutschland an »Morbus Hodgkin«. In den 1980er-Jahren verlief die Erkrankung in den meisten Fällen tödlich, doch heute können über 95 Prozent der Patienten und Patientinnen geheilt werden. Dazu hat die Forschung von Professor Dr. Volker Diehl maßgeblich beigetragen. Doch seinen Erfolg in der Behandlung von Lymphdrüsenkrebs schreibt er nicht nur der Wissenschaft zu – sondern auch Gott.

In seiner spannenden Autobiografie geht der Wissenschaftler von Weltrang den Spuren Gottes nach, die in seinem beruflichen Werdegang wie auch in seinem Privatleben richtungsweisend waren. Mit Humor und Tiefgang erzählt er, wie sein Glaube und seine Forschung untrennbar miteinander verbunden sind.



Volker Diehl mit Christian Heinritz

Man nennt mich Dr. Hodgkin

Wie ich die Gelegenheit beim Schopf ergriff und ein entscheidender Durchbruch in der Krebstherapie gelang

228 Seiten, gebunden, € 20,-

ISBN 978-3-96362-477-3, Francke-Buch

Zu beziehen in jeder Buchhandlung oder bei



www.alpha-buch.de

Tel. 0371 5308488,

E-Mail: chemnitz@alpha-buch.de

Ehrenamt im Hospiz



Anke Köhlinger (60) hat jede Woche mit todkranken Menschen zu tun. Sie ist ehrenamtliche Hospizbegleiterin.

Anke Köhlinger weiß schon, wo sie sterben will. Im Hospiz „Haus Emmaus“ im hessischen Wetzlar. Die Ehrenamtlerin aus Waldgirmes (Lahn-Dill-Kreis) sitzt im Gemeinschaftsraum der Einrichtung und erzählt: „Besser kann man nicht gehen. Hier werden die Gäste und Angehörige so liebevoll und würdevoll begleitet.“

Gäste, so heißen die Hospizbewohner. Seit zehn Jahren kommt Köhlinger jeden Dienstag für vier Stunden in das Hospiz. Sie erzählt, dass sie am Vormittag für eine längere Zeit an Herrn Müllers Bett saß. Der 84-Jährige ist seit Anfang Januar im Hospiz. „Er redet gern und viel“, lacht Köhlinger. Außerdem hat sie sich mit einer Frau unterhalten, deren Schwiegermutter in einem der zehn Zimmer liegt. „Sie war sehr dankbar, hat sich ausgesprochen, konnte weinen.“

Gymnastik, singen, spielen

Die Ehrenamtlerin gibt eine Führung durch das Tageshospiz „Lebenszeit“. Es gehört ebenso wie der stationäre Bereich zum Hospiz Mittelhessen und befindet sich im Erdgeschoss. Die Zimmer und Flure sind an diesem sonnigen Februernachmittag lichtdurchflutet. Es riecht nach Kaffee. Ein Pfleger schiebt einen Wagen mit süßen Leckereien über den Gang. Gleich ist Kuchenzeit.

Für die Tagesgäste stehen zwei Ruheräume, ein Gemeinschaftszimmer, eine Teeküche, ein Raum der Stille und eine Terrasse zur Verfügung. Ein Krankentransport bringt sie um 8 Uhr hierher und fährt sie um

17 Uhr wieder nach Hause. Auf diese Weise werden die Angehörigen entlastet, und die Gäste erleben eine Auszeit. Sie können Gymnastik machen, singen, spielen, erklärt Köhlinger.

Nix ist fix

Die Hospizarbeit ist ihr liebstes Ehrenamt, sagt Köhlinger. Zusätzlich engagiert sie sich als Übungsleiterin in einem Turnverein sowie in ihrer evangelischen Kirchengemeinde in Waldgirmes. Wenn sie in das Hospiz kommt, weiß sie nie, was sie erwartet: Ist ein Gast verstorben? Ist ein neuer da? „Hier gilt die Devise: Nix ist fix“, so Köhlinger. Ihr erster Dienstweg geht deshalb zu den Pflegekräften. Sie sagen ihr, wie es den Gästen geht und wer sich über einen Besuch freuen könnte. Und was macht Köhlinger dann mit den Gästen? „Das ergibt sich. Mal unterhalten wir uns, spielen Karten, gehen spazieren, schweigen.“

Gerade das Schweigen sei eine Eigenschaft, die Ehrenamtler in diesem Bereich unbedingt mitbringen müssten, betont sie: „Man muss sich zurücknehmen können. Es geht immer um den Gast, nie um mich.“

Ansprechpartnerin für die Angehörigen

Als Nächstes zeigt Köhlinger die Räumlichkeiten des stationären Hospizes. Im Aufenthaltsraum sitzen vier Angehörige. In den Händen halten sie Kaffeebecher und unterhalten sich leise. Eine Frau kommt zu Köh-

linger. Sie ist die Angehörige, deren Schwiegermutter im Hospiz ist und mit der sich Köhlinger heute bereits länger unterhalten hat. Sie wolle sich für das „schöne Gespräch heute Vormittag bedanken“, sagt sie leise. Ihre Schwiegermutter sei vor einer halben Stunde „gegangen“. Nach einem Moment der Stille schüttelt die Ehrenamtlerin der Frau die Hand, drückt ihr Beileid aus. Vor dem Zimmer der Verstorbenen steht jetzt eine brennende Kerze.

Hilfe willkommen!

Den ersten toten Menschen sah Köhlinger mit 13 Jahren. Es war ihre Urgroßmutter. Mit dem Thema Tod könne sie gut umgehen. Sie führt das auf ihren christlichen Glauben zurück. Im Laufe ihres Lebens hatte sie immer wieder Berührungspunkte mit Hospizen. In ihr kam der Wunsch auf, eine Ausbildung in diesem Bereich zu machen. Im Gegensatz zu ihrem Umfeld hatte sie keinerlei Bedenken: „Ich hörte von Bekannten Sätze, wie ‚Meinst du, dass du das kannst? Ich würde das lieber net machen.‘“ Ihr Ehemann stand hinter ihr.



Das Tageshospiz „Lebenszeit“ umsorgt tagsüber Menschen, die an einer schweren, unheilbaren, weit fortgeschrittenen Erkrankung leiden und eine palliative Versorgung benötigen. Auf diese Weise werden die pflegenden Angehörigen entlastet.

Köhlinger wollte es ausprobieren. An einem Montagmorgen im Jahr 2014 fuhr sie in das Hospiz und fragte, ob sie mithelfen darf. Und ob – Hilfe war willkommen. Sie machte die sechsmonatige Ausbildung: Einmal die Woche fand abends eine Veranstaltung statt und jeden Monat ein Wochenendseminar. Im Hospiz wurde sie nicht ins kalte Wasser geschmissen. Zunächst hospitierte sie bei anderen Ehrenamtlichen. Und auch heute ist keiner auf sich allein gestellt. Alle

drei Monate findet eine Supervision statt, in der sich die Ehrenamtlichen miteinander austauschen.

Kleine Freuden machen

Was die Ehrenamtlerin bei ihren Einsätzen stets in der Tasche hat: ihre Mundharmonika. Über die Musik findet sie oft einen Zugang zu den Gästen. Sie erinnert sich noch gut an eine Dame, die gern musizierte. Als



es mit ihr dem Ende entgegenging, stattete Köhlinger ihr einen letzten Besuch ab. Die Dame lag in ihrem Bett, die Decke bis zum Kinn gezogen und war kaum ansprechbar. Köhlinger fragte, ob sie noch mal Musik für sie spielen dürfte. Die Frau nickte kaum merkbar. „Als ich ein flottes Stück spielte, sah ich, wie plötzlich die Bettdecke im Takt auf und ab wippte. Es ist so schön, dass ich der Dame mit ihrem Lieblingslied noch eine kleine Freude machen durfte.“

Was Köhlinger auch immer dabei hat: Um ihren Hals baumelt eine schlichte, silberne Kreuzkette. Einmal hatte das Hospiz einen Gast, zu dem keiner so recht einen Zugang fand. Als er Köhlingers Kette sah, sprach er sie darauf an. Es stellte sich heraus, dass er vor kurzem Christ geworden war. Zwischen den beiden ergab sich ein tiefes Gespräch über den Glauben.

Gäste und Angehörige vor Gott bringen

Nach einem Tag im Hospiz erledigt Köhlinger oft noch ihre Einkäufe. Dabei kann sie schon ein wenig abschalten. Zu Hause denkt sie kaum über das Hospiz nach. „Ich sag immer: Wenn ich an den Punkt komme, dass ich nachts vom Hospiz träume, dann muss ich aufhören.“

Belasten die Begegnungen sie aber doch mal emotional, bringt sie die Menschen im Gebet vor Gott. „Das macht es mir dann auch wieder leichter. Und wenn ich Schönes erlebe, danke ich Gott dafür und bin froh, dass ich diese Arbeit tun kann.“

Erika Weiss, Idea

WER BIN ICH?



1. PERSON:

Er lebte im 18. Jahrhundert und gilt als einer der größten Komponisten der Musikgeschichte. Seine Werke prägten die Barockmusik maßgeblich. Besonders bekannt ist er für seine Orgel- und Kirchenmusik sowie für das „Wohltemperierte Klavier“ und die „Matthäuspassion“. Er wirkte in Leipzig als Kantor und hatte viele Kinder, von denen einige selbst berühmte Musiker wurden. Wer ist dieser deutsche Komponist?

2. PERSON:

Er ist die markante Stimme einer der bekanntesten Rockbands Deutschlands, die weltweit Erfolge feierte. Besonders berühmt wurde er Anfang der 1990er-Jahre mit einem Lied, das den politischen Wandel in Europa thematisiert und zur Hymne der Wiedervereinigung wurde: „Wind of Change“. Seit den 1960er-Jahren steht er auf der Bühne und prägt den Sound der Band bis heute. Wer ist dieser deutsche Rocksänger?



3. PERSON:

„Geboren 1910 in Skopje als Agnes Gonxha Bojaxhiu, wählte ich mir im Orden einen neuen Namen. Als Nonne erlebte ich die Armut Kalkuttas, gründete 1950 eine Gemeinschaft, die sich den Ärmsten widmet. Ich trug immer einfache weiße Saris mit blauen Streifen, lehnte persönlichen Luxus ab und widmete mein Leben Gott, Kindern, Kranken und Sterbenden. 1979 ehrte man mich mit dem Friedensnobelpreis. Mein Wirken inspiriert – selbst über meinen Tod hinaus - weltweit, Religion, Demut und Nächstenliebe zu leben. Wer bin ich?“

4. PERSON:

„Ich bin ein Mann, geboren in der Zeit, in der das Deutsche Kaiserreich noch bestand, und mein Leben war geprägt von tiefem moralischem und geistigem Engagement. Schon früh spürte ich eine Berufung, die über das Alltägliche hinausging, und suchte nach der Wahrheit in Theologie und Philosophie. Meine Gedanken kreisen oft um Freiheit, Gerechtigkeit und die Verantwortung eines Einzelnen gegenüber Gott und der Menschheit. Ich lehrte, obwohl meine Worte nicht immer willkommen waren, in einer Universität und suchte nach Wegen, meinen Überzeugungen praktisch Ausdruck zu verleihen. Doch die politischen Umstände meiner Heimat stellten mich vor unvorstellbare Prüfungen: Die Machtübernahme einer tyrannischen Regierung zwang mich, Entscheidungen von äußerster Gefährlichkeit zu treffen. Meine Handlungen waren oft im Geheimen, begleitet von existentielltem Risiko und der ständigen Frage, wie weit man gehen darf, um Barmherzigkeit und Recht zu verteidigen. In meinen Briefen und Schriften versuchte ich, meine inneren Kämpfe mit der Welt zu teilen und andere zu ermutigen, verantwortungsbewusst zu handeln. Ich bin ein Mann, der seine Pflicht über das eigene Leben stellte, dessen Gedanke an Hingabe, Widerstand und ethisches Handeln mich letztlich für immer gezeichnet hat. Mein Leben endete durch Hinrichtung. Wer bin ich?“



Lösungen auf der rechten Seite.

zu gesprochen

„Ich bin da“



Ich lag im Bett. Mir war heiß. Ich war durchgeschwitzt. Der Kopf tat weh. Der Hals schmerzte. Keinen Ton brachte ich heraus. Zu keiner Bewegung war ich fähig. Was war da los mir? Sterbe ich gerade? – Ich wusste es nicht. Und mit dem Wort „Scharlach“ hätte ich damals nichts anfangen können.

Dann spürte ich eine Hand auf meiner Stirn. Mit einem kühlen Waschlappen wurde mein Gesicht gewaschen. Und ich hörte die Stim-

me meiner Mutter: „Ich bin da!“

Dann bin ich wohl eingeschlafen. Aber dieser Satz hat sich mir eingeprägt. Er ist eine der wenigen präsenten Erinnerungen an meine frühe Kindheit. „Ich bin da!“

So wünscht man sich seine Mutter. So wünscht man sich seinen Vater. „Ich bin da!“

Von Gott gibt es die Zusage: „Ich will dich trösten, wie einen seine Mutter tröstet.“

Und es gilt auch: Wir dürfen Gott als unseren Vater ansprechen. Und wer das nicht mag, mit dem Namen, den er sich selbst in der Bibel gegeben hat: Jahweh. Und das heißt nichts anderes als: „Ich bin da!“

Ralf Tibusek

Lösungen Personen-Quiz S. 14:

Person 1: Johann Sebastian Bach; Person 2: Klaus Meine; Person 3: Mutter Teresa; Person 4: Dietrich Bonhoeffer

Falls Sie
AUGENBLICKmal ...

AUGENBLICKMAL

Die Zeitschrift mit den guten Nachrichten

Herausgeber:

Dr. Klaus Meiß
Brunnen Verlag GmbH,
Gottlieb-Daimler-Str. 22,
35398 Gießen

Klaus Ehrenfeuchter
Liebenzeller Gemeinschaftsverband e.V.,
Liobastraße 11,
75378 Bad Liebenzell

Ernst Günter Wenzler
Süddeutscher Gemeinschaftsverband
e.V.,
Gänsäckerstraße 11,
73730 Esslingen

Redaktion:

Klaus Ehrenfeuchter / Ralf Tibusek,
Tel. 0641-6059-170
E-Mail: ralf.tibusek@brunnen-verlag.de

Layout, Satz:

Annika Mengel, Jonathan Maul,
Brunnen Verlag, Gießen

Titelbild: stock.adobe.com

Druck: Weiss Druck, Monschau

Erscheinungsweise: 12x im Jahr

Das Abonnement verlängert sich automatisch um ein weiteres Jahr, wenn bis zum 31.10. keine anders lautende Mitteilung eingeht.

Bezugspreis

Jahresabonnement € 7,80 zzgl. Versand,
Einzelpreis € 1,-

Bestellung/Zahlung:

Liebenzeller Gemeinschaftsverband,
Tel. 07052-40891-0, Fax: 07052 40891-19
E-Mail: info@lgv.org

Konto Sparkasse Pforzheim Calw
IBAN: DE 37 666 500 850 003 301 800

Süddeutscher Gemeinschaftsverband

Tel. 0711-54998430, Fax: 0711-54998455
E-Mail: zentrale@sv-web.de

Konto Evangelische Bank
IBAN: DE 03 520 604 100 000 415 014

Brunnen Verlag Kundenbetreuung/Versand:

Tel. 0641-6059-0 · Fax: 0641-6059-100,
E-Mail: zeitschrift@brunnen-verlag.de

Konto Postbank Frankfurt
IBAN: DE 19 5001 0060 0018 2596 04

Schweiz:
SCM Bundes-Verlag (Schweiz)
Tel. 043 288 80 10 · Fax: 043 288 80 11

Falls Sie AUGENBLICKmal nur ab und zu in die Hand bekommen, es aber gerne regelmäßig lesen würden, können Sie die Zeitschrift abonnieren. Bei der für Sie günstigsten Adresse können Sie AUGENBLICKmal bestellen – und haben monatlich Ihr druckfrisches Exemplar.

Brunnen Verlag GmbH,

Gottlieb-Daimler-Str. 22, 35398 Gießen

Liebenzeller Gemeinschaftsverband e.V.,

Liobastraße 11, 75378 Bad Liebenzell

Süddeutscher Gemeinschaftsverband e.V.,

Gänsäckerstraße 11, 73730 Esslingen



COUPON

☐ JA, ich möchte AUGENBLICKmal abonnieren;
Jahresbezugspreis: € 7,80 zzgl. Versandkosten.

Vorname, Name

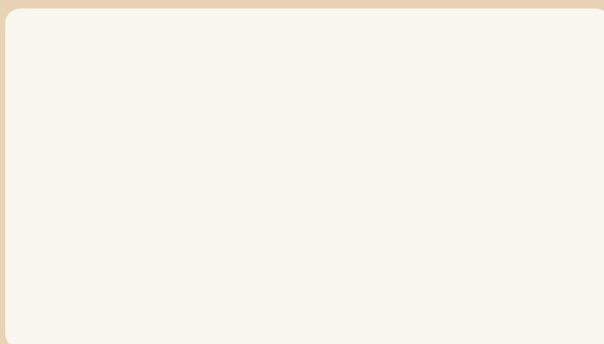
Straße/Nr.

PLZ/Ort

Datum/Unterschrift

In der nächsten Ausgabe:

Weihnachten feiern



Weihnachten neu erleben – große Show in der dm-arena Karlsruhe

Im Jahr 2025 wird das Event "Weihnachten neu erleben" vom 11. bis 14. Dezember in der dm-arena Karlsruhe stattfinden, mit einer spektakulären Show, die die ursprüngliche Bedeutung von Weihnachten feiert. Die Show ist eines der größten Charity-Weihnachtsevents in Deutschland. Es wird eine humorvolle und berührende Weihnachtsgeschichte präsentiert, die von über 2.000 ehrenamtlichen Darstellern, Tänzern und Musikern aufgeführt wird. Die Show wird durch bekannte Musikstücke untermalt und zielt darauf ab, die Zuschauer zu inspirieren und die Werte von Nächstenliebe

und Vergebung zu fördern. Der Erlös der Veranstaltung kommt lokalen Kinderhilfsprojekten zugute, was die Veranstaltung nicht nur zu einem unterhaltsamen Erlebnis, sondern auch zu einer Möglichkeit macht, Gutes zu tun.

Organisiert wird das Ganze durch den gemeinnützigen und überkonfessionellen Verein Weihnachten neu erleben e.V.



Foto: Konstantin Neureither

Wunsch nach klassischem Grab nimmt ab

Immer weniger Menschen in Deutschland wollen für ihre eigene Bestattung ein traditionelles Grab auf dem Friedhof. Das geht aus einer repräsentativen Umfrage des Meinungsforschungsinstituts Forsa im Auftrag der Verbraucherinitiative Bestattungskultur Aeternitas e. V. (Königswinter bei Bonn) hervor. Nur noch 25 Prozent der Befragten bevorzugen eine klassische Grabstätte: 14 Prozent eine Urnen- und elf Prozent eine Sargbestattung. 2013 waren es noch 49 Prozent (20 Prozent Urne, 29 Prozent Sarg). Besonders der Wunsch nach einer Sargbeisetzung nimmt stark ab. Beliebter sind inzwischen alternative Formen: 24 Prozent wünschen sich eine Beisetzung im Bestattungswald, 16 Prozent eine pflegefreie Grabform auf dem Friedhof.

Knapp ein Viertel der Befragten spricht sich für in Deutschland meist verbotene Varianten aus, etwa die Verstreuung der Asche in der Natur (14 Prozent) oder die Aufbewahrung der Urne zu Hause (zehn Prozent). Eine Seebestattung bevorzugen fünf Prozent. Für die Umfrage wurden im Juni 2025 bundesweit 1.002 Menschen ab 18 Jahren befragt.

Nachdenkenswert ist dabei ein Psalmzitat aus der Bibel: HERR, lass mich erkennen, wie kurz mein Leben ist und dass meine Tage gezählt sind; wie vergänglich bin ich doch! Worauf kann ich da noch hoffen? Herr, du allein bist meine Hoffnung!

idea

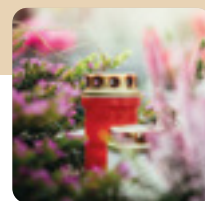


Foto: stock.adobe.com